



Witwenverbrennung in Indien*: „Solche Frauen ernten hohes Lob“

Minen haben sich als unwirksam erwiesen. Unser politischer Auftrag lautet zwar, ein U-Boot zum Auftauchen zu zwingen, aber wir können keine Garantie mehr geben, daß wir es bei der Operation nicht auch versenken. Wir werden künftig wohl verlangen, daß ein fremdes U-Boot an der Stelle bleibt, wo es geortet wurde, ob über Wasser oder am Meeresboden – darüber wird seine Besatzung selbst zu entscheiden haben.

SPIEGEL: Fehlt Ihnen Geld für die erfolgreiche U-Boot-Jagd?

GUSTAFSSON: Unser Hauptinteresse ist nicht Geld, sondern ein Ende der Unterwasseraktivitäten. Wir haben im Laufe der Zeit mehr Mittel und Fahrzeuge bekommen. Jetzt geht es vor allem darum, diese Mittel so schnell wie möglich in eine effektive U-Boot-Abwehr umzusetzen.

SPIEGEL: Viele Militärs sehen in dem Eindringen unter Wasser operative Vorbereitungen für eine Invasion.

GUSTAFSSON: Ich will hier nicht spekulieren. Die Unterwassertätigkeit kann mehreren Absichten dienen, etwa zur Spionage, zur Ausbildung und zur Kontrolle, daß der andere Großmachtblock sich nicht in dieser Ostseeregion einnistet.

SPIEGEL: Und dafür sind so waghalsige Manöver nötig?

GUSTAFSSON: Ich gebe zu, für diese Zwecke scheint mir der Umfang der Unterwasseroperationen in unseren Gewäs-

sern reichlich groß. Ich kann mir dahinter durchaus auch andere Absichten vorstellen. Beide Großmachtblöcke beziehen um Skandinavien herum Stellung, markieren Positionen und überwachen die Gegenseite. Diese Ostseegebiete sind von höchster strategischer Bedeutung.

SPIEGEL: Wann wird Ihre Marine ein fremdes U-Boot hochzwingen oder hochjagen?

GUSTAFSSON: Diese Frage kann niemand beantworten. Ich wäre dumm, eine Antwort zu geben. Aber wir arbeiten daran.

INDIEN

Richtige Einstellung

In einem nordindischen Dorf verbrannte eine junge Witwe. Das Dorf wurde reich davon.

Mal Singh, ein Student aus Deorala im nordindischen Bundesstaat Radschasthan, starb am 4. September 1987 an einer Magen-Darm-Erkrankung. Er war 24 Jahre alt und seit acht Monaten verheiratet. Wie am gleichen Tag seine Frau Rup Kanwar, 18, zu Tode kam, wird in Deorala in zwei unterschiedlichen Versionen erzählt.

* 1972 im Bundesstaat Uttar Pradesh; einziges bekanntes Photo einer Witwenverbrennung.

Nach der einen, der offiziellen, die von den meisten Dorfbewohnern voller Stolz weitergegeben wird, tötete sich Rup Kanwar aus eigenem Antrieb. Nachdem ihr Schwiegervater den Leichnam ihres Mannes aus dem Krankenhaus geholt hatte, legte die junge Frau ihr Brautgewand an und verkündete ihren Entschluß, „Sati“ zu werden – eine Heilige, die mit ihrem toten Ehemann in den Flammen verbrennt.

Vergebens hätten die Verwandten versucht, so heißt es im Dorf, Rup Kanwar aufzuhalten. Ruhig sei sie auf den Scheiterhaufen gestiegen und habe den Kopf ihres Mannes in ihren Schoß gelegt. Die Flammen hätten sich sodann von selber entzündet. Sie starb nach Sati-Art mit einem seligen Lächeln.

Doch die Haridschan, die Unberührbaren im Ort, flüsterten einem indischen Reporter eine ganz andere Story zu. Danach sei am Todestag Schreien und Schimpfen aus dem Hause Singhs zu vernehmen gewesen – wie nach der Tradition üblich, wurde die junge Ehefrau für den frühen Tod ihres Mannes verantwortlich gemacht.

Später hätten die Angehörigen eine offensichtlich mit schweren Rauschmitteln halb betäubte Rup Kanwar aus dem Haus gezerrt. Sie sei auf den Scheiterhaufen gelegt und mit Feuerholz bedeckt worden. Ein Schwager des Mädchens habe das Feuer dann entzündet.

Etwa 5000 Menschen aus Deorala und Umgebung waren bereits herbeige-



Sati-Tempel in Deorala, Sati-Opfer Rup Kanwar: „Gott nahm uns Rup Kanwar und gab uns alles dies“

eilt und verfolgten das schaurige Ritual. Die Polizei griff nicht ein.

Einmal gelang es der jungen Frau noch, sich zu befreien. Schreiend und um Gnade flehend sei sie davongelaufen. Doch sie sei wieder eingefangen und wiederholt mit Holzseilen auf den Kopf geschlagen worden. Schreiend sei sie dann verbrannt.

Zu Hunderttausenden wallfahrten Pilger in den nächsten Wochen voll Ehrfurcht vor dem Opfer nach Deorala. Um den Sati-Tempel, einen schnell errichteten provisorischen Tempel, legte sie umgehend ein Wall von Andenkenläden, Imbiß- und Teestuben, von Ständen für den Verkauf von Opfergaben.

Eine krude Photocollage von der „Maha Sati Rup Kanwar“, der „Großen Sati“, ein schnell verfaßtes Büchlein und eine Kassette mit Songs über den Flammentod der jungen Frau wurden in Zigarettenhüllen von Exemplaren mit gutem Gewinn verkauft.

Heute umgibt eine Ziegelsteinmauer die Stelle, wo der Scheiterhaufen lag. Auf einem Podest darüber häufen sich Kokosnüsse, Süßigkeiten, Blumengebinde – die Opfergaben. Ein Priester hantiert murmelnd vor einem Götterbild.

Vor dem Tempel lagern auf dem sandigen Boden etwa 250 Frauen, die abwechselnd singen und Gebete skandieren, von frühmorgens bis spät in die Nacht.

Der vermehrte Wohlstand des ohnehin nicht armen Dorfes ist heute an den zahlreichen frischgestrichenen Fassaden zu erkennen. Die Familie Rup Kanwars schaffte sich für den Transport von Pilgern zwei neue Autos an. „Gott nahm uns Rup Kanwar und gab uns dafür alles dies“, sagt zufrieden ein Schwager von Rup Kanwar.

Viele Inder vernahmen mit Entsetzen, was sich in Deorala zugetragen hatte. Sie sprachen von „barbarischen Riten“, von einem „Menschenopfer-Kult“.

Dabei sind Witwenverbrennungen seit rund 1500 Jahren aus Indien überliefert. Der rituelle, selten wirklich freiwillige Selbstmord von Witwen bestimmte geradezu das Bild des Landes in der Außenwelt schon seit Marco Polo. Der schrieb Anfang des 14. Jahrhunderts: „Viele Frauen Indiens werden, wenn ihre Männer sterben, auf seinen Scheiterhaufen gelegt, um mit zu verbrennen. Solche Frauen ernten großes Lob von allen.“

Gleichwohl wird nirgendwo in den frühen heiligen Schriften der Inder Sati gefordert. Eine weit verbreitete, in allen Kasten geübte Sitte war Sati nie, obwohl es gebildete Frauen gab, die diesen Selbstmord dem traurigen Dasein einer indischen Witwe vorzogen. Die meisten Fälle ereigneten sich zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert im kolonialen Bengalen. Nach einer Statistik der britischen Kolonialbehörden wurden dort im Jahr 1824 fast 600 Frauen verbrannt – bei einer Bevölkerung von 50 Millionen ungefähr 0,2 Prozent der Witwen.

In neun von zehn Fällen, so berichtete der zeitgenössische britische Kolonialbeamte und Historiker Philip Mason, seien Frauen zur Verbrennung gezwungen worden. Denn in Bengalen waren Witwen erberechtigt. Sie wurden am Leichnam ihres Mannes festgebunden, Männer mit großen Stöcken bewachten den Scheiterhaufen, schreibt Mason, „für den Fall, daß sich das angebrannte und verletzte Opfer noch einmal befreien könnte“.

Die bedauernswerten Frauen brannten auch für politische Ziele. Das grausame Spektakel sollte den britischen Kolonialherren Todesmut, Opferbereitschaft und Entschlossenheit des indischen Volkes demonstrieren.

In diesem Sinn war Sati in Bengalen, so schreibt die Autorin Aschis Nandi im „Indian Weekly“, ein „Mittel der nationalen Selbstbehauptung gegenüber der britischen Kolonialmacht“. Die verbot

Witwenverbrennungen denn auch und belegte Verstöße mit schweren Strafen.

Die Briten gibt es zwar schon seit 40 Jahren nicht mehr im Land, aber für die Radschputen, die einstige herrschende Kriegerkaste in Radschasthan, hat Sati auch heute eine politische Funktion.

Denn kriegerischen Ruhm können die Radschputen nicht mehr ernten. Ihren politischen Einfluß haben sie verloren. Wenn aber ihre tapferen Frauen nach wie vor mutig und würdevoll auf den Scheiterhaufen steigen, pflegt es das Selbstgefühl dieser Männer.

28 Fälle von Sati wurden seit der Unabhängigkeit Indiens in Radschasthan bekannt. Etwa 80 der 140 indischen Sati-Tempel stehen in diesem Staat. In ihrer Umgebung werden jährlich große Feste gefeiert. Sati-Schulen in den Tempeln bringen jungen Mädchen die richtige Einstellung bei.

Als die Behörden Radschasthans, von der Zentralregierung unter Druck gesetzt, Ende September 1987 jede Unterstützung von Sati unter Todesstrafe stellten, sahen die Radschputen darin einen Angriff auf ihre nationale und kulturelle Eigenheit.

45 000 Radschputen tobten nach dem Erlass des Regierungsbanns durch die Straßen ihrer Hauptstadt Dschaipur. „Diese Politiker können uns doch nicht unsere Religion, unsere Geschichte, unsere Tradition nehmen“, protestierten in Deorala erboste Radschputen.

Ein großes Polizeiaufgebot wurde ins Dorf entsandt. Aber die Uniformierten, die schon Rup Kanwars Feuertod tatenlos angesehen hatten, sympathisieren mit der Sati-begeisterten Bevölkerung. Statt den Kult zu verhindern, schützen sie ihn vor neugierigen Fremden.

Barsch und bedrohlich versperren Polizisten den meisten fremden Besuchern den Zugang zum Dorf. Busse und Taxis mit Pilgern aber werden freundlich durchgewunken. ♦